

J.S. Berning

Senta

Eine Annäherung

agenda

J.S. Berning

Senta

Eine Annäherung



agenda Verlag

Münster

2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda.de, www.agenda.de

Umschlagfoto: © picture-alliance / Globe-ZUMA / g49

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-719-1

Ain't no mountain high enough
Nothing can keep me
Keep me from you

Diana Ross

1

Senta. Solch einen Namen hatte ich noch nie gehört. Es war ein Zufall, dass ich ihm begegnet bin. Er sprang auf mich herab. Von einem Plakat. Wie ein wildes Tier.

Das Plakat hing im Schaukasten eines Kinos, an dem ich frühmorgens auf dem Weg zur Schule vorbeikam. Senta. Das klang nach einem warmen Land, in dem die Löwen träumten. Senta. Das konnte nur eine stolze Löwenfrau in der Serengeti sein, deren Schönheit, wie man mir damals sagte, nicht sterben durfte. Mit jedem Meter, den ich mich dem Aushang näherte, entdeckte ich mehr von dem Gesicht, das zu Ihrem Namen passte. Zuerst die rotgoldene Mähne, von der der Savannenwind ein paar Strähnen auf die hohe Stirn geweht hatte. Dann die großen, wasserblauen Augen unter weit gespannten Schirmen aus Brauen und Wimpern. Und schließlich der leicht geöffnete Mund mit den vollen Lippen, als hätte der Künstler Tom Wesselmann, der in jenem Sommer im Jahr 1968 seine fleischfarbenen Frauenbilder ausstellte, sie persönlich aufs Papier gemalt.

Mir fiel sofort auf, dass Ihre Augen etwas fixierten, was Ihren Verstand und Ihre Gefühle gleichermaßen verwirrt haben musste. Etwas, das nach einer unmittelbaren und heftigen Reaktion verlangt, damit der angststarre Körper wieder zurück in seine Balance findet. Anders näm-

lich wusste ich mir den blitzenden Revolver nicht zu erklären, dessen Griff Sie mit einer Hand fest umklammert hielten. Gerichtet war er auf einen Mann mit dem wirren Blick eines Psychopathen, dem Alain Delon sein Gesicht geliehen hatte. Ohne seine genauen Absichten zu kennen, stand seine Bösartigkeit für mich von Anfang an außer Frage, zumal die schwarzen Striemen, mit denen sein Kopf überzogen waren, an das Gitter einer psychiatrischen Anstalt erinnerten, aus der er ganz bestimmt entlaufen war.

Erst Jahre später, nachdem mich die Altersbeschränkung nicht mehr daran hindern konnte und ich den Thriller „Mit teuflischen Grüßen“ tatsächlich auf einer Kinoleinwand sah, wurde mir klar, dass in dem letzten Film des französischen Regisseurs Julien Duvivier nichts ist, wie es scheint. Christiane, die junge Frau, die Sie spielen, ist keineswegs das bedauernswerte Opfer eines perversen Stalkers. Vielmehr ist sie selbst eine eiskalte Strategin von machiavellischer Intelligenz, die den Teufel im Leib trägt. Mit Hilfe ihres Liebhabers Frédéric bringt sie ihren Ehemann um. Aber das ist lediglich der erste Schritt in einem raffiniert gesponnenen Netz aus Lügen und Betrug. Delon, der den ehemaligen Fremdenlegionär Pierre gibt und bei einem Autounfall sein Gedächtnis verloren hat, wird im Ambiente einer mondänen Villa und in der Rolle des reichen Gatten fürsorglich gesundgepflegt. Alles nur, um Pierre zunächst in den Wahnsinn und anschließend in den Tod zu treiben, damit Christiane endlich über das Vermögen ihres Mannes verfügen kann. Ein Plot, den auch Alfred Hitchcock nicht hätte besser erfinden können.

Zum Schluss kommen Christiane doch noch die echten Gefühle für den gut aussehenden Pierre in die Quere. Im Showdown wechseln die Figuren ihre Absichten so schnell wie in einem Shakespeare-Drama. Der ausgebootete Frédéric will sich an Christiane rächen und schlingt schon seine Hände um ihren Hals. Kim, der halbchinesische Butler mit

brennender Hörigkeit gegenüber der Hausdame, ersticht ihn im allerletzten Moment. Christiane aber kann der Liebe wegen die Waffe nicht länger auf Pierre richten, der nun ihr Partner in einem neuen Deal werden soll. Für den Mitwisser Kim ist darin kein Platz mehr. Christianes Revolver feuert kalt und präzise. Chapeau, Madame!

Auch mich hatten Ihre Plakataugen getäuscht. Damals. Vor dem Kino. Nicht die Furcht vor Ihrem vermeintlichen Peiniger lag darin. Eher ein Verblüfftsein darüber, dass ausgerechnet Ihre Gefühle entschieden hatten, Pierre nicht sterben zu lassen. Ein ehrliches Erstaunen, das sogleich verdrängt wird von einer unbeugsamen Kraft, die unter keinen Umständen bereit ist, die Kontrolle über die Situation noch weiter aus der Hand zu geben. Ein Wille, der so dominant nach außen drängt, dass er Ihr Gesicht mit einem besonderen Glanz überzieht. Darunter entspannen sich die Muskeln reflexartig und bringen ein unerwartetes Lächeln hervor. Gesponnen so fein wie Seidenpapier. Es ist ein wissendes, ein überlegenes Lächeln. Ein Lächeln, das durch den anderen hindurchsieht. Still fließt es vor sich hin und scheint doch nie zu versiegen. In diesem Sommer hatte es sich zum ersten Mal für mich gezeigt. Senta. Das Mädchen, das mit seinen eigenen Waffen in den Krieg zieht. Übermütig wie ein junger Löwe. Unverwundbar.

Das souveräne Spiel mit Ihrem Gesicht. Zu jener Zeit ließ es sich weder als einstudierte Pose für die Kamera noch als Selbstschutz einer jungen Frau – immerhin waren Sie kaum sechszwanzig, als Sie zu den Dreharbeiten nach Frankreich flogen – erklären. Es musste von sehr weit her zu Ihnen gekommen sein. Es war schon da, glaube ich, lange bevor Sie überhaupt ein Filmset betreten sollten. Am Anfang war es nur noch nicht so erprobt wie in späteren Jahren, als es sich mit dem verband, was man Erfahrung nennt.

Ihr Gesicht. Mit den Rollen im Leben wie im Kino wird es sich ver-

ändern. Natürlich. Eine duldsame Strenge wird sich darin einrichten. Eine Nachsicht selbst den Männern gegenüber, die Ihre Filmpartner wurden. Ihre Eitelkeit und ihre Begrenztheit, vor allem ihren Mangel an Vorstellung, hatten Sie ohnehin schnell durchschaut. Das galt auch für Alain Delon, der in Duviviers Film ständig wie ein zappeliger Schuljunge hin und her springt. Er bleibt eine willfährige Marionette in Ihren Händen. Erst am Ende wird er zu einem ernst zu nehmenden Partner und einem schönen, lässigen Mann, also zu dem, was Delon berühmt gemacht hat.

Als „Diaboliquement vôtre“, so der Originaltitel, an trägen Augustabenden über die Leinwände flimmert, befinden Sie sich auf dem Höhepunkt Ihrer internationalen Karriere, die als amerikanisches Märchen schon Jahre vorher in Los Angeles begonnen hatte. Dort spielen Sie mit alten weißen Männern in Rollen, die selten Ihrem Talent entsprechen. Die Amerikaner aber mögen die charmante und ehrgeizige Österreicherin. In beliebten Fernsehserien sind Sie das good girl an der Seite des smarten Robert Wagner oder des eleganten Robert Vaughn. Die Traumfabrik Hollywood läuft noch wie geschmiert. Und Richard Nixon ist noch nicht Präsident. Für das prude Amerika bilden Sie das anständige Gegengesicht zur unanständigen Barbarella, der von Jane Fonda verkörperten Hauptfigur in Roger Vadims gleichnamigem Science-Fiction-Film, der ähnlich wie Tom Wesselmann die Pop-Art-Ära prägen sollte. Auch in Duviviers Film muss Ihr Sex-Appeal – ein Begriff, der sich am Ende der sechziger Jahre endgültig abgenutzt haben wird – auf Ihr lockendes Madonnengesicht beschränkt bleiben. Daran kann auch die Domina-Szene, in der der von Peter Mosbacher kongenial dargestellte Fetischist Kim vor Ihnen niederkniet und Ihnen die Seidenstrümpfe über die nackten Beine streift, nichts ändern.

Dabei gibt es in dem konventionell bebilderten Kriminaldrama, das der Nouvelle Vague keine Konkurrenz macht, tatsächlich einen Moment

starker Erotik. An einem Sonntag liegt Christiane ausgestreckt auf einer Luftmatratze an dem kleinen See in ihrem idyllischen Park. Sie trägt einen Badeanzug, der so schwarz ist wie der Tod. Mit den Augen eines Voyeurs schwenkt die Kamera Christianes Körper ab, bis hoch zu der Schlafmaske, die sie vor dem Tageslicht schützt. Es ist Delon, der die Fantasien des Zuschauers stört, indem er sich aus dem Hintergrund anschleicht und plump auf Christiane wirft. Keine zwei Jahre später stellt er sich geschickter an. In Saint-Tropez räkelt er sich mit Romy Schneider an einem Swimmingpool. In Jacques Derays gleichnamigem Film sieht man auch Romy in einem betörenden schwarzen Badeanzug, von dem das Wasser auf Delons Körper perlt.

Geld und Luxus. Habgier und Eifersucht. In Duviviers wie in Derays Film führt die Bourgeoisie ihr letztes Gefecht und kämpft mit allen Mitteln um ihr Überleben. Schließlich waren die Hippies schon längst dabei, ihren Traum von einer Gesellschaft jenseits von Macht und Moral zu verwirklichen. Neulich sah ich im Internet ein Foto von Sharon Tate. Ihre magnetische Aura. Ihr transparentes Lächeln. Es war das Senta-Lächeln.

Über den Psychokrimi aus Frankreich urteilen Sie lakonisch und knapp: „Julien Duvivier war schon alt, vergesslich und müde und schlief während der Arbeit immer wieder ein. Alain, ich und der Kameramann Henri Decae machten dann alleine weiter.“

Senta, je suis diaboliquement vôtre.